

hätte im September aufgebaut werden sollen, aber durch die Auflagen vom Statiker, den Transport, wie der da überhaupt hinkommen sollte, und den Zoll hat alles länger gedauert. Deswegen ist er erst im Dezember aufgebaut worden.

Wie kam es dazu, dass du dich bei Kunst im öffentlichen Raum Tirol beworben hast?

Ich wollte den Baum schon lange machen. Ich hatte diese Idee schon sehr, sehr lange. Im Jahr 2002 stand ein echter Kirschbaum vor dem Künstlerhaus in Bregenz und den hat man gefällt, weil er in diesem Ambiente nicht historisch war. Man wollte alles genau rekonstruieren, wie es wohl zur Jahrhundertwende war. Damals gab es eben dort keine Kirschbäume und darum hat man ihn gefällt. Seitdem habe ich die Idee gehabt, es wäre doch interessant, wenn man an dieselbe Stelle einen künstlichen Kirschbaum stellen würde. So hat es sich ergeben mit der Ausschreibung und ich habe angefangen, mir Gedanken über Tirol und Innsbruck zu machen. Auch der Titel *Blossom Still*, also dass es wie ein Still ist, also das Still als Objekt, etwas, das über sehr lange Zeit geht und bei dem man ein Frame aus dem Zustand herausnimmt. So kann man auch etwas über die Zeit erzählen.

Inwiefern, meinst du, kann man etwas über die Zeit erzählen?

Der Titel sagt ja, man macht ein Still von einer Blüte. Man nimmt nur einen Tag von 365 heraus und freezt den quasi ein. Was passiert dann mit dem allen drum herum? Wie sind die Reaktionen? Das, was ich vorher meinte, dass das Kunstwerk in der Wahrnehmung verschwindet und plötzlich wieder als Kunstwerk auftaucht. Es wird Natur – keiner beachtet es im Frühling –, verschwindet und ist plötzlich wieder ein Kunstwerk im Herbst, obwohl das Ding immer gleich bleibt. Nur die Welt dreht sich weiter, die Zeit und die Jahreszeiten sind dann der White Cube quasi, der den Alltagsgegenstand zum Ready Made adelt und rahmt und nicht das Museum.

Hast du Ideen für nächste Projekte?

Ja, viele Theaterstücke machen. Dann habe ich eine neue Gruppe gegründet, die heißt *Shanzhai-Institut*. Dabei geht es darum, dass man im Theater Appropriation Art verwendet, das heißt, so wie Elaine Sturtevant und Richard Prince, dass man Inszenierungen eins zu eins kopiert, die es schon gibt – von anderen RegisseurInnen oder so, zum Beispiel Jürgen Goschs *Die Möwe*. Dass man auch eine Verbindung schafft zwischen bildender Kunst und Theater. In Leipzig mache ich auch etwas. Da soll es eine Kunstmesse geben, die komplett inszeniert ist:



The Fair Play, inklusive Messearchitektur usw. Ich arbeite ja seit dem Jahr 2001 mit virtuellen Künstlerfiguren, für die extra Werke produziert werden. Und für *The Fair Play* werden nun fiktive Galerien gegründet. Das Ganze wird etwas zwischen Messe und Theaterinszenierung, mit singenden Gallerinas und Performances und Arbeiten der Figuren in den Kojen.

Dieses Spannungsfeld finde ich total interessant: wie sich die Leute teils über Kunstmessen definieren und dass von dort eigentlich jetzt oft der Kunstdiskurs ausgeht und nicht mehr von Museen oder kuratierten Ausstellungen, sondern dass eben auch Messen jetzt kuratiert werden. Und der Erlös auf dem Kunstmarkt scheint ja die neue Aura des Kunstwerks zu sein, kaum ein/e kapitalismuskritische/r KünstlerIn, der nicht auf einer Messe vertreten sein will. All diese Messerituale sind schön absurd und theatralisch, ideal wäre, wenn diese inszenierte Kunstmesse zu einer großen sozialen Skulptur wird.

Günter
Richard
Wett

"Hier verlernst du Stadt!"

Bayat Fardin, Flüchtlingsheim Bürglkopf

Ehemalige Arbeiterunterkünfte der Magnesitwerke Hochfilzen

1247 m

Robert
Gander



Robert Gander, Günter Richard Wett Warteräume

Eine visuelle Recherche in den Flüchtlingsunterkünften Tirols

Das alles bestimmende Thema der AsylwerberInnen ist das Warten – vor allem das Warten auf eine Entscheidung im Asylverfahren. Während dieser Zeit existieren sie als BürgerInnen nicht – nicht im politischen Sinn, weil sie kein Selbst- und Mitbestimmungsrecht und keine Bewegungsfreiheit besitzen, nicht im gesellschaftlichen Sinn, weil sie an vielen Bereichen des öffentlichen Lebens nicht partizipieren können, und nicht im sozialen Sinn, weil ihnen nicht zugehört wird. Tirol lebt von „den Fremden“. Aber AusländerIn ist nicht gleich AusländerIn. Derzeit gibt es 19 Heime für AsylwerberInnen im Land (Stand: Oktober 2014). Neben Container-Siedlungen, ehemaligen Wohnhäusern oder Kasernen werden nicht selten unmodern gewor-

dene Beherbergungsbetriebe, die den TouristInnen nicht mehr zuzumuten sind, zu Flüchtlingsunterkünften umfunktioniert. Ihre Lage im Zentrum, am Rand oder an der Peripherie, ihre architektonische Beschaffenheit und die ursprüngliche Nutzung und Funktion produzieren und strukturieren soziale Beziehungen.

In einem zweieinhalb Jahre dauernden, behutsamen Rechercheprozess näherten sich Robert Gander und Günter Richard Wett mittels Video und Fotografie diesen Einrichtungen, die sich dem Blick der Mehrheitsgesellschaft meist entziehen. Die BewohnerInnen kommen in etwa sechzig Interviews zu Wort. Die Ergebnisse waren in einem umgestalteten Container – dem Symbol für Transit und Provisorium schlechthin – auf dem Platz vor dem Tiroler Landestheater in Innsbruck von 26. Oktober bis 9. November 2014 zu sehen.

Interview mit Robert Gander und Günter Richard Wett
am 20. November 2015 mit NH

**Robert Gander (RG) ist Ausstellungsmacher und realisiert Videoprojekte. Günter Richard Wett (GRW) ist Architektur-
fotograf und hat die Fotos zum Projekt *Warteräume* gemacht.**

GRW: Genau, in diesem Fall hat es die Aufteilung gegeben, dass ich für die fotografische Arbeit zuständig war und Robert für die Videogeschichte. Das Konzept der ganzen Sache haben wir basierend auf einer ursprünglichen Idee von Robert gemeinsam umgesetzt.

Wie seid ihr zur Kunst oder zu diesen Medien gekommen?

GRW: Ich bin Architekturfotograf und habe hier in Innsbruck Architektur studiert. Es war einfach ein wunderbar glücklicher Zufall, dass mir die Fotografie dazwischengekommen ist. Das Studium habe ich eigentlich nie abgeschlossen. Ich arbeite mittlerweile schon seit zwanzig Jahren in diesem Bereich und bin ganz froh drum.

RG: Ich sehe mich nicht als Künstler. Ich komme eigentlich aus der Kunstgeschichte, das habe ich auch studiert, und später kam noch Mediengestaltung dazu. Mit Günter war das jetzt das erste gemeinsame Projekt. Sonst machen wir in unserem Büro Ausstellungsprojekte zu den unterschiedlichsten Themen. Dabei entwickeln wir eigentlich zu jedem Projekt die adäquaten Erzählformen und Medien, mit denen man schlussendlich das Thema als Ausstellung transportieren kann. Wenn dann Video eine Rolle spielt, mache ich das teilweise selbst, je nach Größe des Projekts. Es ist aber vor allem so, dass es sich aus dem Inhalt entwickelt. Und deswegen würde ich – und ich denke, Günter sieht das ähnlich – dieses Projekt *Warteräume* eben nicht als Kunstprojekt sehen – auch wenn es über Kunst im öffentlichen Raum gefördert wurde.

Sondern?

RG: Wenn man es denn unbedingt labeln will, dann am ehesten noch als dokumentarisches Projekt. Aber auch nicht im Sinne von „art based research“, was ja momentan sehr en vogue ist und diskutiert wird. Wir wollten uns mit dieser Thematik beschäftigen und sie einer breiten Öffentlichkeit präsentieren. Natürlich ist man selbst auch drinnen im Projekt, aber das sicher nicht so stark wie bei Kunstprojekten, bei denen die spezielle Autorschaft im Zentrum steht und über dem Projekt der Name einer Künstlerin/eines Künstlers steht. Das war für uns sekundär.

Warum habt ihr euer Projekt für Kunst im öffentlichen Raum eingereicht?

RG: Unser Projekt war ein Langzeitprojekt und wurde über verschiedene Quellen gefördert. 2012 haben wir begonnen und waren in allen Flüchtlingsunterkünften, die es damals in Tirol gegeben hat. 19 waren es, mittlerweile gibt es mehr.

Um dann die geplante Ausstellung umsetzen zu können, haben wir uns bei Kunst im öffentlichen Raum Tirol beworben.

War das Projekt denn von Anfang an für den öffentlichen Raum geplant?

GRW: Ja, das war es. Das war uns von Anfang an sehr wichtig. Wir wollten dieses Thema nicht im Galeriekontext sehen – in einer festen Institution –, aber auch nicht im sozialen Kontext, also nicht in Institutionen wie etwa der Caritas, in denen es aber oft angesiedelt wird. Wir wollten das Thema aus diesen Kontexten herausnehmen und in den öffentlichen Raum stellen. Damit wollten wir die ganzen Labels, die damit verbunden sind, wegbringen, um das Thema den Leuten so barrierefrei wie möglich näherzubringen.

„Behauste Kunst“ oder Kunst in Galerien beschränkt folglich für bestimmte Leute den Zugang zur Kunst?

GRW: Wir wollten mit Hilfe dieses Containers im öffentlichen Raum die Hemmschwelle abbauen. Während unserer Ausstellung sind Leute hereingekommen, die überhaupt nichts mit irgendeinem Galerie-Kontext zu tun gehabt haben. Das war uns von Anfang an wichtig.

Wie kamt ihr auf die Idee zum Projekt *Warteräume*? Was war eure Intention?

RG: Der Ursprung war eine persönliche Neugierde für das Thema. Wir wollten uns von der breit diskutierten Flüchtlingsproblematik ein eigenes Bild machen. Wir wollten sehen, wie sich das in Tirol manifestiert. Wo leben diese Leute? Wie schaut es dort aus? Diese Fragen haben wir gleich in einem Projektkontext gesehen. Wir haben einen architektur-soziologischen Ansatz gewählt. Dieser lag nicht darin, in Flüchtlingsheime zu gehen, um Schwachstellen aufzuzeigen, die es eventuell gibt. Sondern es ging vorerst einmal darum, alle Heime zu besuchen, möglichst die Gesamtheit abzudecken und dann Strukturen herauszuarbeiten. Wie wohnen die Leute? Wo gibt es Unterschiede in den Heimen? Wie wirken sich diese Unterschiede auf das Zusammenleben aus? Wie kann die Mehrheitsgesellschaft überhaupt mit den Leuten in den Flüchtlingsheimen in Kontakt treten? Es gibt offenere Situationen – architektonisch bedingt –, die es den Leuten einfacher machen hinzugehen und in Austausch zu treten.

Worin liegen hierbei die Unterschiede?

RG: Nimmt man zum Beispiel die Kaserne, handelt es sich dabei um einen Ort, der ursprünglich schon als abgeschotteter Bau konzipiert wurde. Es gibt dort kaum Orte des Treffens oder offene Orte, die von den BewohnerInnen frei definiert oder gestaltet werden können. Demgegenüber meint man bei der Containersiedlung zu Anfang, das sei bestimmt die schlimmere Wohnsituation. Wir haben



aber die Erfahrung gemacht, dass das eigentlich sehr gute Wohnsituationen sind, weil Siedlungsstrukturen geschaffen werden können, die ähnlich wie Dorfstrukturen funktionieren. Die Mini-Wohnsituation, in der Flüchtlinge sind, ist das letzte Refugium, das sie selbst und selbstbestimmt gestalten können. Das funktioniert eben teilweise schlechter oder besser und kann durch Architektur verhindert oder unterstützt werden.

Diese architektur-soziologischen Hintergründe sind es, die wir betrachtet haben. Wie wirkt sich Architektur auf das Zusammenleben aus? Das war der Fokus des Projekts.

Gab es Schwierigkeiten oder Hürden, die Flüchtlingsheime zu besuchen?

GRW: Mittlerweile hat sich die organisatorische Struktur ein bisschen geändert: Früher waren die Flüchtlingsheime einfach eine Abteilung der Landesregierung. Das ist jetzt ausgelagert worden in die Tiroler Sozialen Dienste. Derjenige, der damals zuständig war, hat uns mit offenen Armen aufgenommen und hat uns definitiv alle Türen geöffnet.

Gab es Kommunikationsschwierigkeiten mit den Flüchtlingen?

GRW: Sprachlich gab es schon ein paar Probleme. Da wir die Interviews nur auf Deutsch und Englisch gemacht haben, lagen die Sprachprobleme aber eher auf unserer Seite als auf jener der anderen.

Natürlich wäre es interessant gewesen, wenn wir Farsi, Französisch oder Russisch sprechen könnten. Wir haben uns aber von Anfang an klar dagegen entschieden, mit DolmetscherInnen zu arbeiten, weil wir die Sache mit leichtem Gepäck und kleinem Equipment machen wollten.

RG: Wir haben überlegt, mit künstlichem Licht und einer zweiten Kamera zu arbeiten, haben uns dann dagegen entschieden. Natürlich ist die Ästhetik der Videos dadurch zurückgeschraubt worden. Aber schlussendlich ist es uns darum gegangen, die Menschen zu Wort kommen zu lassen und nicht ein von uns interpretiertes Bild der Räume zu zeigen. Die Fragen haben nicht auf die Fluchtgeschichten abgezielt oder auf die Herkunft, sondern auf die Wohnsituation vor Ort und wie sich diese auswirkt. Insgesamt sind sechzig oder siebzig Interviews dabei herausgekommen. Aus diesem stundenlangen Videomaterial konnten wir wiederum Strukturen herausarbeiten, sodass thematische Cluster entstanden sind.

Worüber wurde denn am meisten gesprochen? Gab es bestimmte Themen, die immer wieder auftauchten?

GRW: Der erste Arbeitstitel des Projekts war eigentlich *Raum Macht Struktur*. Aufgrund der Interviews und der angesprochenen Erfahrungen ist dann der Titel *Warteräume* entstanden „Warten“ war das alles überlagernde Thema dort. Sei es das Warten auf irgendeinen positiven oder negativen Bescheid, Warten auf den Postboten, der diesen Bescheid bringt, Warten auf den Deutschunterricht. Die Leute sind wirklich zum Warten verurteilt.

Also das Warten auf unbestimmte Zeit ...

RG: Ja, genau, das macht es auch so schwierig für die Menschen.

Wie waren eure emotionalen Erfahrungen bei diesem Projekt? Ich könnte mir vorstellen, dass die sehr persönlichen Geschichten der Interviewten einen auch sehr nachdenklich werden lassen.

GRW: Am extremsten war eigentlich der erste Tag. Da sind wir in einem Heim in Innsbruck, in der Rossau gewesen. Dort war das größte Problem, dass man immerzu versucht, politisch korrekt zu sein. Welche Fragen darf man stellen, welche nicht? Man setzt sich selbst immerzu Filter vor, damit man ja keine Fehler macht. Auch das Eindringen in die intimen privaten Räumlichkeiten war am Anfang schwierig.

RG: Mich haben die Situationen am meisten mitgenommen, wenn einem bewusst wird, welch enormes Potenzial manche dieser Menschen haben und nicht nutzen können.

Was war der schönste Moment für euch im Laufe der Projektarbeit?

RG: Das Tollste ist natürlich, wenn das Ding dann steht, wenn es im öffentlichen Raum ist und man sieht, wie die Leute darauf reagieren. Leute aus den Heimen haben sich das Ergebnis auch angeschaut. Das war schön für sie, weil sie sich selbst als Person sehen können, der zugehört wird. Toll finde ich auch, wenn es GegnerInnen gibt (*schmunzelt*) – solche, die sagen, dass sei alles schlecht. Die sind wichtig. Die meisten regen sich über Banalitäten auf, warum man für so etwas Geld ausgeben würde und dergleichen. Kontroverse Diskussionen finde ich gut. Uns hätte ja nichts Besseres passieren können, als einen Diskurs anzuregen und einen Ort zu schaffen, der diese Möglichkeit bietet.

GRW: Ich habe am Anfang Bedenken gehabt, dass sich gewisse Leute an dem Container abregieren könnten. Das ist zum Glück

überhaupt nicht passiert. Und diese Tatsache hat mich sehr gefreut. Die Diskussionen sind alle auf einem gewissen Niveau abgelaufen, mit dem man leben konnte. Es gab keine komischen irrationalen Aggressionen gegen das Projekt.

Habt ihr den Standort des Containers bewusst gewählt?

GRW: Ursprünglich sollte der Container ab dem 26. Oktober auf dem Landhausplatz stehen. Das Datum ist deshalb so wichtig, weil es der Nationalfeiertag mit seinem ganzen Brimborium ist. Das Bundesheer, das aufmarschiert, Volksfeststimmung. Wir wollten die Bevölkerung in dieser Stimmung mit dieser unserer Sache konfrontieren. Dass das nicht funktioniert hat, lag offiziell am mangelnden Platzangebot.

Im Endeffekt haben wir das Projekt dann über die Stadt Innsbruck gemacht, und die hat uns den Platz vor dem Landestheater angeboten. Am Ende waren wir glücklich über diesen Standort.

RG: Im Nachhinein war es sogar der bessere Platz, vor allem wegen der höheren Publikumsfrequenz – und auch symbolisch: ein Platz zwischen den ganzen Prunkbauten gelegen. Ein Container als Symbol für die Fluchthematik und den temporären Transport steht zwischen Hofburg, Landestheater und Hofkirche.

Die Leute sind wirklich zum Warten verurteilt